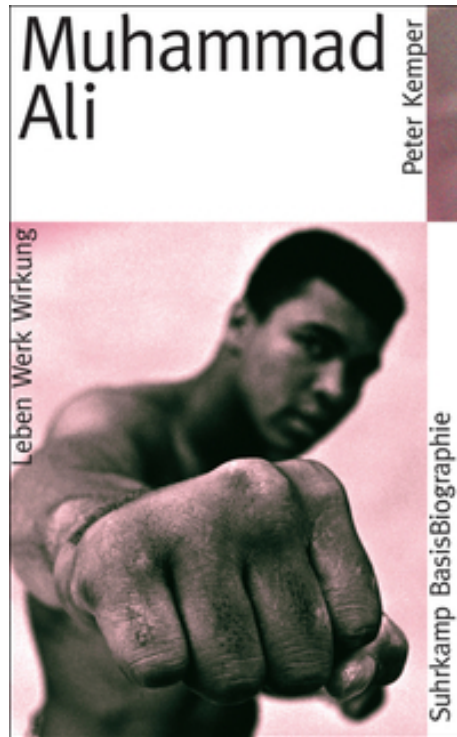


Suhrkamp Verlag

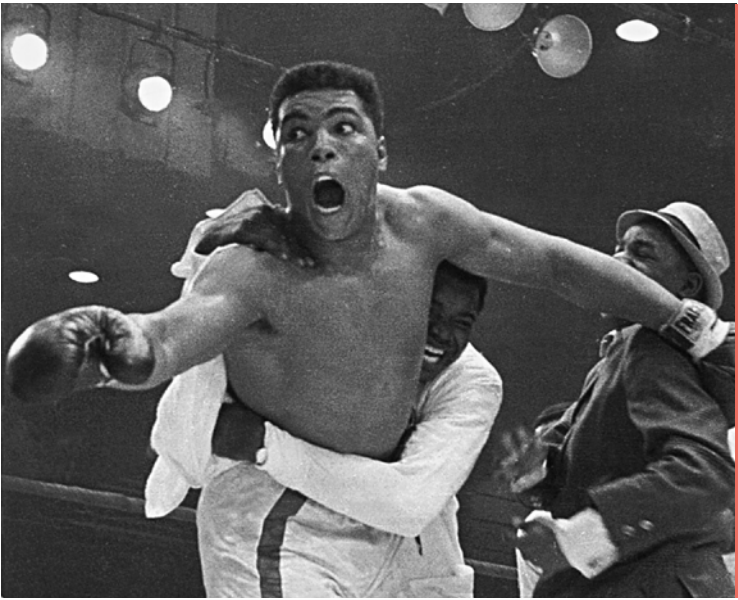
Leseprobe



Kemper, Peter
Muhammad Ali

© Suhrkamp Verlag
Suhrkamp BasisBiographien 45
978-3-518-18245-1

Peter Kemper, Dr. phil., geboren 1950, studierte Philosophie, Germanistik und Sozialwissenschaften in Marburg. Seit 1986 Leiter des »Abendstudios« im Hessischen Rundfunk, ab 2003 Leitung der täglichen hr2-Gesprächssendung »Doppel-Kopf«. Seit 1981 regelmäßige Mitarbeit im Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* als Musikkritiker für Rock, Pop und Jazz. Zahlreiche Buchveröffentlichungen zu Themen der Alltags- und Jugendkultur. In der Reihe Suhrkamp BasisBiographie erschienen von ihm bereits die Bände *John Lennon* (sb 23) und *Jimi Hendrix* (sb 40).



Muhammad Ali

Suhrkamp BasisBiographie
von Peter Kemper

Suhrkamp BasisBiographie 45 Erste Auflage 2010 Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag Berlin 2010

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Kösel, Krugzell · Printed in Germany

Umschlag: Hermann Michels und Regina Göllner

ISBN 978-3-518-18245-1

Die Schreibweise entspricht den Regeln der neuen Rechtschreibung, Zitate wurden in ihrer ursprünglichen Schreibweise belassen.

Inhalt

- 7 Der »fünfte Beatle«

Leben

- 11 Kindheit in Kentucky: Dem Fahrraddieb sei Dank (1942-1954)
14 Olympisches Gold: Alle Wege führen nach Rom (1954-1960)
20 »Lippe aus Louisville«: Ich bin der Größte! (1960-1962)
27 Siege für Allah: Muhammad Ali und die Nation of Islam (1963-1965)
43 Kein Ärger mit dem Vietcong: Alis Kampf gegen die Regierung der USA (1966-1967)
49 Der schwarze Rebell: Jahre des »Exils« (1967-1970)
57 Wege aus der Wüste: Die Rückkehr des Größten (1970-1975)
69 Müder Schmetterling: Krankheit, Karriereende und Neuanfang (1975-1996)
80 Die Flamme von Atlanta: Im Kampf mit sich selbst (1996)

Werk

- 84 Der Weg zum Weltmeistertitel
Cassius Clay vs. Sonny Banks (1962) 84 – *Cassius Clay vs. Archie Moore* (1962) 84 – *Cassius Clay vs. Henry Cooper* (1963) 86
- 87 Auf dem sportlichen Zenit
Cassius Clay vs. Sonny Liston I (1964) 87 – *Muhammad Ali vs. Sonny Liston II* (1965) 90 – *Muhammad Ali vs. Floyd Patterson I* (1965) 92 – *Muhammad Ali vs. George Chuvalo* (1966) 94 – *Muhammad Ali vs. Karl Mildenerberger* (1966) 95 – *Muhammad Ali vs. Cleveland Williams* (1966) 97 – *Muhammad Ali vs. Ernie Terrell* (1967) 98 – *Muhammad Ali vs. Zora Folley* (1967) 99

- 100 Epische Ringschlachten
Muhammad Ali vs. Jerry Quarry (1970) 100 – *Muhammad Ali vs. Oscar Bonavena* (1970) 102 – *Muhammad Ali vs. Joe Frazier I* (1971) 103 – *Muhammad Ali vs. Jimmy Ellis* (1971) 104 – *Muhammad Ali vs. Floyd Patterson II* (1972) 105 – *Muhammad Ali vs. Ken Norton I und II* (1973) 106 – *Muhammad Ali vs. Joe Frazier II* (1974) 108 – *Muhammad Ali vs. George Foreman (Rumble In The Jungle)* (1974) 109 – *Muhammad Ali vs. Joe Frazier III (Thrilla In Manila)* (1975) 113

- 116 Abschied auf Raten
Muhammad Ali vs. Leon Spinks I und II (1978) 116 – *Muhammad Ali vs. Larry Holmes* (1980) 118

Wirkung

- 120 »I'm just another nigger, trying to be bigger«: Der Ali-Rap
124 Zwischen Pop und Poesie: Der Held in den Massenmedien
133 »Ali for sale«: Kommerz, Politik und Geschichtsbewusstsein
136 »A living saint«: Friedensbotschafter und Lehrmeister religiöser Toleranz

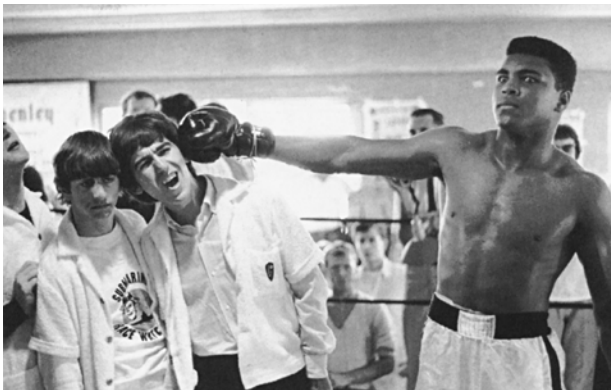
Anhang

- 141 Zeittafel
145 Bibliographie
150 Personenregister
154 Bildnachweis

Der »fünfte Beatle«

Punch goes Pop – was zunächst wie ein cleverer Promotion-Gag erschien, entfaltete in der Folge symbolische Langzeitwirkung: Eine Woche vor seinem WM-Kampf gegen den allseits gefürchteten Sonny Liston – am 18. Februar 1964 – traf Cassius Clay in Miami die Beatles. Sie waren nach Florida gekommen, um zum zweiten Mal in der »Ed Sullivan Show« aufzutreten. Ursprünglich war dort eine Begegnung mit Liston geplant. Doch als er das Quartett backstage beim Soundcheck spielen hörte, fragte er seinen Pressesprecher Harold Conrad erbst: »Sind das die Wichser, wegen denen die Leute so kreischen? Mein Hund spielt besser Schlagzeug als dieser Gnom da mit der dicken Nase.« (Zit. n. Hauser 2006, S. 63, Ü. d. A.) Kein Wunder, dass der »schwarze Zerstörer« keinerlei Interesse daran hatte, die Beatles zu treffen. Clay dagegen erkannte sofort die Chance, einen Auftritt mit der berühmtesten Popgruppe der Welt für seine Ziele zu nutzen.

Zunächst aber ließ er die Pilzköpfe in seinem Trainingscamp eine Viertelstunde lang warten, und John Lennon wurde langsam sauer: »Scheiß drauf, lasst uns abhauen!« Als die Beatles schon gehen wollten, geleiteten zwei Wachmänner sie in ein nahe gelegenes Büro. Plötzlich ging die Tür auf. Robert Lipstye, Reporter der *New York Times*, erinnert sich: »Uns allen blieb zunächst die Luft weg, denn der Anblick von Clay war überwältigend. Er sah wunderbar aus, sein Körper war perfekt



8 Der »fünfte Beatle«

proportioniert und füllte die ganze Tür aus. [...] In diesem Moment, als wir alle mit offenen Mündern da standen und keiner ein Wort sagte, kam er uns wie ein Fabelwesen von einem anderen Planeten vor.« (Zit. n. Collings 2007, S. 259, Ü. d. A.)

Eine sorgfältig arrangierte Choreographie nahm ihren Lauf: Clay stieg mit den Beatles in den Boxring und war augenblicklich in seinem Element. Mit einem simulierten Schlag, dem »domino punch«, traf er George Harrison, den ersten Beatle in der Reihe, und alle fielen um wie Dominosteine. Anschließend stellte sich Clay in Triumphatorpose mit hochgerecktem Boxhandschuh über die Band, die auf dem Ringboden lag, und erklärte: »Ihr seid die Schönsten, aber ich bin der Größte!« (Zit. n. Harry 1992, S. 17, Ü. d. A.) Bis jetzt konnten die Fab Four immer mit ihren Späßen vor der Presse glänzen, jetzt hatten sie in Clay ihren Zeremonienmeister gefunden: »He had the whole crazy scene under his thumb«, vertraute Lennon später dem Manager Brian Epstein an. (Zit. n. Spitz 2005, S. 484) Was sich an diesem Nachmittag in Clays Trainingscamp ereignet hatte, darin waren sich später alle Anwesenden einig, war das wegweisende Zusammentreffen von Repräsentanten eines aufregenden, noch weithin unbekanntenen Neuen, das die sechziger Jahre prägen sollte.

Journalisten wie Robert Lipsyte sahen fortan in dem jungen Schwergewichtler den »fünften Beatle«. Zusammen mit den Liverpoolsen Musikern stellte Clay sich an die Spitze jener sozialen und kulturellen Umbruchsbewegung, die alle westlichen Länder in den Sechzigern erschüttern sollte. Seine Kombination aus Trotz und Witz veränderte den Sound der Zeit ebenso wie die Beatles mit ihrem aufrührerischen Pop. Natürlich hatte Clay seinem Spitznamen »The Louisville Lip« beim Treffen in Miami alle Ehre gemacht und lauthals gedichtet: »When Liston reads about the Beatles visiting me, he'll get so mad I'll knock him out in three.« (Zit. n. einer Meldung von United Press International 1964)

In den nächsten Jahren verwandelte Cassius Clay alias Muhammad Ali den Boxring in eine globale Medien-Arena. Mit dem Beginn der TV-Ära wurden Alis Boxkämpfe auch in Deutschland zu willkommenen Weck-Erlebnissen: Väter und

9 Der »fünfte Beatle«

Söhne – die Mütter und Töchter erwärmten sich erst langsam für Alis Ästhetik der Unberechenbarkeit – saßen gemeinsam nachts um drei Uhr gebannt vor dem Fernseher, um die Dramen Ali vs. Liston, Frazier oder Foreman zu verfolgen. Am elektronischen Lagerfeuer fand für die Dauer eines Boxkampfes die Versöhnung der in diesen Jahren immer stärker auseinandertreibenden Generationen statt.

Dabei entpuppten sich Alis lächerlich übertriebene Großmaul-Inszenierungen als klug ausgeklügelte Partituren für die Medienklaviatur, die er virtuos wie kein Boxer vor und nach ihm beherrschte. Sein Aufstieg erschien immer auch als Triumph einer Selbstermächtigung, einer fortlaufenden Neuerfindung des eigenen Egos. Und doch war Ali alles andere als ein Produkt der Medien. Sein grenzenloser Narzissmus hatte seine Substanz im unvergleichlich präzise choreographierten Box-Feuerwerk der Kämpfe. Gleichermäßen eloquent und unverfroren, immer angriffslustig und mit einem schier unerschöpflichen Repertoire an gestischen Ausdrucksformen, brachte Ali sich als ersten Popstar des Sports auf die internationale Bühne, um dort ethnische, religiöse und politische Tabus leichtfertig zu verhandeln. Sein beinahe schwereloser Stil veränderte den Boxsport, seine kompromisslose Haltung schockierte die Welt. Mit »schwarzem Stolz« und dem Aufruf zum »schwarzen Widerstand« wurde Ali über Nacht zum Feind des konservativen Amerika.

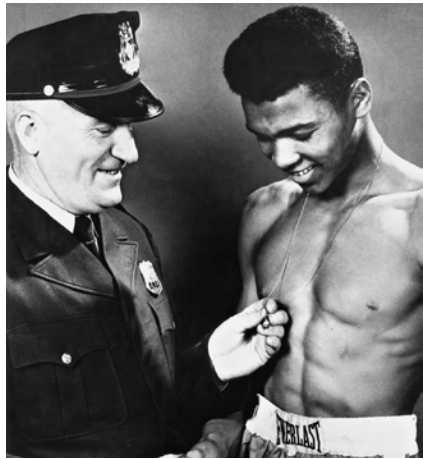
Vielleicht liegt das Mysterium seiner Faszinationskraft gerade in der Unberechenbarkeit, in der provozierenden Vermählung von Schönheit und Gefahr, von Kraft und Leichtigkeit, von Spott und Selbstironie, von Eleganz und Brutalität. Mag das Parkinsonsyndrom seine Bewegungen und sein Sprechen inzwischen verlangsamt haben, sein Geist ist noch immer hellwach. Muhammad Ali – politisch eine schillernde Figur – engagiert sich mittlerweile in einem Dutzend humanitärer Hilfsorganisationen und praktiziert seinen Glauben als sanfter Muslim. Er verkörpert heute die Möglichkeit der Toleranz zwischen der westlichen und der islamischen Welt. Vielleicht ist Ali längst mehr Legende als Wirklichkeit – auf jeden Fall bleibt er eine rätselhafte Offenbarung.

Leben

Kindheit in Kentucky: Dem Fahrraddieb sei Dank (1942-1954)

Am Tag zuvor hatte er seinen größten Schatz noch stolz in der Nachbarschaft vorgeführt, jetzt durchstreifte der zwölfjährige Cassius Clay auf dem neuen, rot-weißen Fahrrad der Marke »Schwinn« zusammen mit seinem besten Freund Johnny Willis das heimatliche West End in Louisville. Schon bald begannen sich die beiden an diesem regnerischen Nachmittag im Oktober 1954 zu langweilen. Da fiel ihnen ein, dass ja in der Columbia-Halle die alljährliche »Louisville Home Show« stattfand, wo es neben einem Dach über dem Kopf auch Würstchen, Eiscreme und Popcorn gratis gab. Nachdem die Jungen ein paar Stunden den Basar der schwarzen Kaufleute erkundet hatten und sich gerade auf den Heimweg machen wollten, bemerkte Cassius, dass sein Fahrrad verschwunden war. Kein Wunder, dass er vor lauter Wut und Frustration seine Tränen nicht zurückhalten konnte und immer wieder beteuerte, er werde den Dieb windelweich prügeln. Schließlich beschloss er, den Verlust der Polizei zu melden. Passanten schlugen ihm vor, im Keller der Columbia-Halle doch gleich mit Joe Martin zu sprechen, der dort in der Sportschule Nachwuchsboxer trainierte. Der gutmütige Polizist Martin löste zwar nicht die von Cassius lauthals geforderte landesweite Großfahndung nach dem Fahrraddieb aus, gab ihm aber den Rat: »Junge, bevor du jemanden verprügeln willst, solltest du erst einmal lernen zu kämpfen.« (Zit. n. Zirin 2007, S. 16, Ü. d. A.)

Clays Vater, Cassius Marcellus Clay Sr., war alles andere als ein selbstbewusster, stolzer Schwarzer. Er haderte mit seinem Beruf als Schildermaler und fühlte sich zeitlebens als Künstler



Mit dem
Polizisten Joe
Martin, Clays
erstem Trainer

verkannt. Immer wieder erklärte er seinen Söhnen, der weiße Mann habe ihn unterdrückt und verhindert, dass er seiner wahren Bestimmung nachgehen konnte. Gleichwohl hatte Cassius Sr. es zu bescheidenem Wohlstand gebracht: Die Familie wohnte in einem eigenen Haus mit Garten, weit entfernt vom schwarzen Armenviertel Snake Town im Südwesten der Stadt. Als Cassius Marcellus Clay Jr. am 17. Januar 1942 im General Hospital von Louisville geboren wurde, zählten seine Eltern zur schwarzen Mittelschicht. Wie sein zwei Jahre später geborener Bruder Rudolph Valentino Clay sollte auch Cassius nicht unter Armut leiden müssen.

Snake Town

Es dauerte nicht lange, und er besuchte regelmäßig das Box-Gym in der South Fourth Street. Die spannungsgeladene Atmosphäre, das Stakkato an Sandsack und Boxbirne, die Geruchsmischung aus Franzbranntwein und Schweiß, die hellwache Konzentration der trainierenden Körper – all das nahm ihn gefangen. Schon nach sechswöchigem Training bestritt Clay seinen ersten Kampf über drei Runden gegen Ronnie O’Keefe – Anfänger wie er – und siegte nach Punkten. Bereits damals soll Cassius allen Anwesenden im Brustton der Überzeugung verkündet haben: »Ich werde der Größte aller Zeiten sein!«

Natürlich waren Cassius Clay Sr. und seine Frau Odessa Grady Clay – genannt »Bird« – stolz auf die sich langsam entwickelnden Boxkünste des Sohnes. Die Mutter glaubte gar, Ähnlichkeiten mit einem legendären schwarzen Schwergewichtsweltmeister zu erkennen: »Hat er nicht den gleichen großen, runden Schädel wie Joe Louis?« (Zit. n. Ali / Durham 1976, S. 46) Die Clay-Familie verehrte Louis, der 1937 die Schwergewichtskrone errungen hatte. Sein Vorgänger Jack

Joe Louis

Jack Johnson

Johnson hatte als erster schwarzer Weltmeister im Schwergewicht noch für eine nachhaltige narzisstische Kränkung der weißen Mehrheit in den USA gesorgt. Joe Louis dagegen kämpfte sich in die Herzen von Schwarzen und Weißen gleichermaßen, indem er sich als »guter Neger« inszenierte: Er wusste, wo sein Platz war, zeigte sich nie mit weißen Frauen, legte keinerlei rebellische Attitüden an den Tag und machte sich nie über seine Gegner lustig. Die Zeitungen rühm-

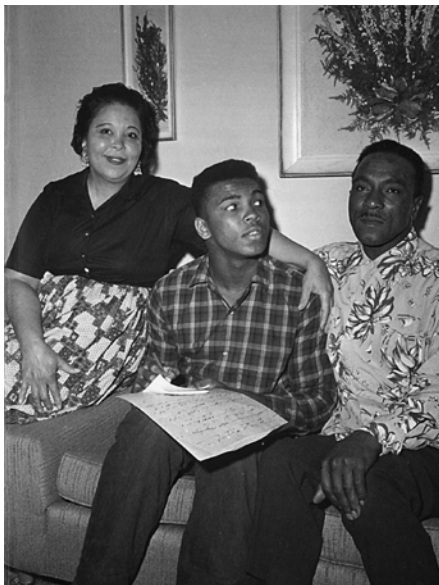
13 Kindheit in Kentucky (1942-1954)

ten ihn als »bescheiden«, »zurückhaltend« und »sauber«. Als Louis 1938 Max Schmeling in einem Rückkampf in der ersten Runde k. o. schlug, wurde er von den meisten Amerikanern als symbolischer Triumphator über das nationalsozialistische Deutschland gefeiert.

»In Amerika ist der Boxing der äußerste Brennpunkt der Maskulinität, das doppelfäustige Testfeld der Männlichkeit, und der Schwergewichtschampion ist der symbolische Mr. Amerika.«
(Der Black-Panther-Aktivist Eldridge Cleaver über die sinnbildliche Bedeutung des Boxens; Cleaver 1970, S. 96)

Obwohl auch Cassius Clay, als er 1954 zum ersten Mal in den Ring stieg, auf seinen »schwarzen« Stammbaum stolz war, hatten Weiße in seiner Familiengeschichte eine wichtige Rolle gespielt: Odessa Grady Clays Großvater mütterlicherseits war aus der Verbindung eines Weißen und einer Sklavin hervorgegangen. Ihr Großvater väterlicherseits, Abe Grady, war ein weißer, irischer Einwanderer. Dichtung und Wahrheit mischten sich im Stammbaum von Cassius' Vater. Während er sich gern als Nachfahre von Henry Clay ausgab, dem berühmten Politiker und Präsidentschaftskandidaten der konservativen »Whig Party«, war Cassius' Urgroßvater väterlicherseits in Wahrheit einer jener schwarzen Sklaven, die für den weißen Cassius Marcellus Clay aus Kentucky gearbeitet hatten, der als erklärter Abolitionist auf seiner Plantage schon vor dem gesetzlichen Ende der Sklaverei allen Sklaven die Freiheit geschenkt hatte. Weil er außerdem mit *The True American* eine der ersten Antisklaverei-Zeitungen herausgab, hatte man sogar versucht, ihn zu ermorden. Anstatt also auf den Namen Clay stolz zu sein, diskreditierte

Schwarze und weiße Vorfahren



Cassius Clay mit seinen Eltern, Miami 1963

14 Olympisches Gold (1954-1960)

Cassius Jr. ihn später – Ironie der Geschichte – als »Sklavennamen«.

Obwohl er in vergleichsweise behüteten Verhältnissen aufwuchs, war Cassius vor alltäglichen Kränkungen nicht gefeit. Noch immer gab es Restaurants, Schulen und Kinos »nur für Weiße«, und die beiden Clay-Kinder verinnerlichteten früh diese Regeln des Zusammenlebens. Erst 1954, im legendären Prozess »Brown vs. Board of Education«, erklärte der United States Supreme Court die Rassentrennung in öffentlichen Gebäuden wie z. B. Schulen für nicht verfassungsgemäß. Nachhaltig in Erinnerung aber sollte Cassius jene Szene bleiben, in der seine Mutter an einem heißen, schwülen Tag – sie wartete mit ihrem zehnjährigen Sohn schon seit Stunden auf den Bus – in einem nahe gelegenen Diner um ein Glas Wasser für ihr Kind bat. »Ich kann nichts für Sie tun«, erwiderte der weiße Angestellte und knallte ihr die Tür vor der Nase zu. Es waren eher subtile Diskriminierungen dieser Art, die das Unrechtsbewusstsein des jungen Cassius Clay schärften.

Rassismus

Sein erfolgreiches Boxtraining half ihm, ein gesundes Selbstbewusstsein zu entwickeln. Selbst einen Straßenkämpfer wie Corky Baker, den damals alle Kinder im Viertel – Clay eingeschlossen – wegen seiner brutalen Kraft fürchteten, konnte er schließlich im Boxring demütigen. Nachdem der »Schrecken der Straße« in der zweiten Runde mit blauem Auge und blutender Nase fluchtartig den Ring hatte verlassen müssen, wurden Clay und seine Freunde nicht länger behelligt. »Und was noch wichtiger war: Ich hatte mich meiner Angst gestellt und die Selbstachtung und das Selbstvertrauen erlangt, die ich für meine weitere Boxkarriere so dringend benötigte.« (Zit. n. Ali / Ali 2005, S. 59)

Olympisches Gold: Alle Wege führen nach Rom (1954-1960)

Schon als Jugendlicher achtete Clay rigoros auf seine Ernährung. Er rauchte nicht und trank keinen Alkohol, stattdessen trug er immer eine Flasche mit Knoblauchwasser bei sich, um »den Blutdruck zu stabilisieren«. Seinen Körper wollte er rein halten, wie einen Tempel. Vielleicht lag ein Grund für diese disziplinierte Abstinenz auch in dem abschreckenden Beispiel

15 Olympisches Gold (1954-1960)

begründet, das Cassius in seinem Vater sah. Das würde erklären, warum er Fragen nach ihm später immer ausgewichen ist und die empfundenen Schmerzen über die Exzesse von Clay Sr. stattdessen tief in seinem Innern unter Verschluss hielt.

Dennoch gelang es dem Vater immer wieder, trotz aller Leichtsinngigkeiten, zu seinen beiden Söhnen eine ernsthafte Beziehung aufzubauen. Etwa wenn er ihnen von seinem großen politischen Vorbild, dem schwarzen Nationalisten Marcus Garvey, erzählte, der mit seiner »United Negro Improvement Association« (UNIA) schon in den zwanziger Jahren Forderungen nach Rassenstolz, Selbstbestimmung und einer Rückkehr aller Schwarzen nach Afrika formuliert hatte. Den tiefsten Eindruck aber hinterließ in dem damals 13-jährigen Cassius der Mord an dem nur ein Jahr älteren Emmett Till im Sommer 1955. Weil der schwarze Emmett, der daheim in Chicago eine gemischtrassige Schule besuchte, sich in den Ferien bei Verwandten in Money, Mississippi, von einheimischen Jungen dazu verleiten ließ, einer weißen Kassiererin in einem Laden »Bye, Baby« zuzurufen, wurde er von deren Ehemann und dessen Halbbruder auf brutale Weise umgebracht. Anschließend versenkten die beiden die Leiche, den Kopf mit Stacheldraht umwickelt, im Tallahatchie River. Eine ausschließlich mit weißen Geschworenen besetzte Jury sprach daraufhin die beiden Täter trotz erdrückender Beweise in einem 67-minütigen Gerichtsverfahren frei.

Cassius zeigte sich durch diesen Vorfall nachhaltig erschüttert, demonstrierte er doch an einem Gleichaltrigen, wie ohnmächtig ein schwarzer Junge dem rassistischen Unrechtssystem ausgeliefert war. Das mag in ihm den Wunsch verstärkt haben, sich als Boxer eine starke Stellung in der Öffentlichkeit, ökonomische Unabhängigkeit und soziale Sicherheit zu erkämpfen. Schon bald, bei seiner ersten Teilnahme an den »Golden Gloves«, dem landesweiten Amateurturnier, erfuhr er durch eine schmerzliche Niederlage, dass es im schwarzen Teil von Louisville einen weiteren Boxclub unter der Leitung von Fred Stoner gab, mit Kämpfern, die besser ausgebildet wirkten als Martins Schützlinge. Clay unterwarf sich jetzt einem streng geregelten Tagesrhythmus: Nach der Schule arbei-

Marcus Garvey

Der Mord an
Emmett Till

tete er vier Stunden lang bei den Nonnen des Nazareth College als Putzhilfe, von sechs bis acht trainierte er im Boxclub von Martin und von acht bis zwölf im »Grace Community Center«, wo Stoner im unbeheizten Keller der Kirche residierte.

Obwohl auch der Footballtrainer der Highschool Interesse an dem durchtrainierten Jungen zeigte, sah Cassius ironischerweise ausgerechnet in dieser Sportart eine Gefahr: »Beim Football kann man sich verletzen! [...] Und das wäre schlecht fürs Boxen.« (Zit. n. Remnick 2000, S. 159) Mädchen gegenüber verhielt er sich als Teenager eher schüchtern. Seine kurzzeitige Highschool-Flamme Aretha Swint bekannte später enttäuscht, er habe sich – trotz erster Küsse – damals mehr für Floyd Patterson als für sie interessiert. Noch weniger Begeisterung legte Clay in schulischen Dingen an den Tag. Nach seinem Besuch der »Virginia Avenue Elementary School« und anschließend der »DuValle Junior High School« kam er 1957 an die größte schwarze Highschool von Louisville, die »Central High School«. Schon das erste Jahr musste er wegen fehlenden Engagements und schlechter Leistungen wiederholen. Doch der Rektor Atwood Wilson hatte einen Narren an dem sanften, gleichwohl boxbesessenen Jungen gefressen. Vor allem beeindruckte ihn Clays eiserne Selbstdisziplin, mit der er jeden Morgen noch vor Tagesanbruch in klobigen, schweren Schuhen seine Runden durch den »Chickasaw Park« drehte, sich schattenboxend durch die Gänge der Schule bewegte und im Unterricht vom nächsten Sieg in »Tomorrow's Champions« träumte.

Wilson verteidigte ihn auch gegenüber seinen Lehrern, die ihn bei den Abschlussprüfungen durchfallen lassen wollten, und sorgte dafür, dass Cassius im Juni 1960 dennoch sein Diplom bekam: Er wurde 376ster von 391 Schülern und erhielt lediglich die Note »teilgenommen«. Dafür hatte der junge Boxer inzwischen fast alles gewonnen, was es zu gewinnen gab: Von 108 Kämpfen hatte er nur acht verloren, bei sechs »Kentucky Golden Gloves«-Meisterschaften den Ring als Sieger verlassen, zwei nationale »Golden Gloves«-Titel und zwei Meistertitel der nationalen »Amateur Athletic Union« eingeheimst. Eine brillante Bilanz.

Schule ist
langweilig

17 Olympisches Gold (1954-1960)

Auf dem Weg zum Olympiasieg wäre dem ehrgeizigen Amateur jedoch fast seine Flugangst zum Verhängnis geworden. Nur jeweils ein Boxer jeder Gewichtsklasse durfte die USA bei den Olympischen Spielen in Rom vertreten, und die Ausscheidungskämpfe für den Kader fanden in Kalifornien statt. Clay glaubte während des turbulenten Flugs fast zu sterben, und obwohl er sich schließlich qualifizieren konnte, fasste er den Entschluss, nie wieder in ein Flugzeug zu steigen. Joe Martin musste vier Stunden auf ihn einreden, bis er ihn davon überzeugen konnte, nach Rom zu fliegen. Während des gesamten Flugs trug Clay dann einen Fallschirm, den er sich in einem Laden für Soldatenausrüstung gekauft hatte.

Angst vorm
Fliegen

Doch vorher versammelten sich alle Olympiateilnehmer erst einmal in New York, für Cassius *die* Gelegenheit, sein großes Idol Sugar Ray Robinson zu treffen und ihn um ein Autogramm zu bitten. Als der jedoch gelangweilt-ablehnend reagierte, schwor sich Clay, niemals überheblich gegenüber seinen Fans aufzutreten. Auch eine andere Begegnung hallte noch lange in ihm nach: An einer Straßenecke in Harlem sah er einen schwarzen Nationalisten, wahrscheinlich ein Black Muslim, der mit einem Schild mit der Aufschrift »Buy Black« in der Hand für schwarze Selbsthilfe warb. Clay fühlte sich an die Reden seines Vaters über Marcus Garvey erinnert und war erstaunt, dass eine solche »Provokation« mitten in New York möglich war, ohne dass die Polizei eingriff.

Sugar Ray
Robinson

»Buy Black«

In Rom angekommen, avancierte Clay schnell zu »everybody's darling«: Seine lockere Freundlichkeit, sein natürlicher Charme in Verbindung mit einem kommunikativen Wesen und gleichzeitiger Trainingsdisziplin machten ihn zum Liebling des olympischen Dorfs. Den ersten Kampf im Halbschwergewicht gegen den Belgier Yvon Becaus gewann Cassius durch technischen K. o. in der zweiten Runde. Auch das Viertelfinale gegen den früheren Goldmedaillengewinner, den Russen Gehadiy Schatkov, wurde ein klarer Punktsieg. Im Halbfinalkampf gegen den australischen Meister Tony Madigan sahen ihn die Punktrichter nach drei Runden ebenfalls vorn. Doch hier endete Clays Spaziergang: Der Europameister und Bronzemedaillengewinner von 1956, der Pole Zbigniew »Nenn mich

18 Olympisches Gold (1954-1960)

Ziggy« Pietrzykowski, ein Linksausleger, neun Jahre älter und mit 230 Amateurkämpfen um einiges ausgebuffter, machte Cassius in der ersten Runde des Finales mit harten Geraden



Triumph bei den
Olympischen
Spielen in Rom,
1960

Olympisches Gold

das Leben schwer. In der zweiten Runde probierte Clay mit kurzen Jabs schnelle Rein-raus-Angriffe und sah besser aus. Als er in der dritten Runde fester auf dem Boden stand und härtere Hände schlagen konnte, wirkte Pietrzykowski am Ende hilflos, Clay hatte die Goldmedaille errungen. Verglichen mit den älteren Männern, die er besiegt hatte, sah der 18-Jährige dann auf dem Siegerpodest fast noch wie ein Kind aus. Nicht alle Boxjournalisten waren von ihm angetan: Man kritisierte seine vermeintlich fehlende Schlagkraft, seinen »hüpfenden« Stil (»wie ein Kiesel, den man übers Wasser schleudert«), vermisste das Bedrohliche und zweifelte an seinen Nehmerqualitäten.

Doch Clay war in diesen Tagen der glücklichste Mensch der Welt: Er legte seine Goldmedaille nicht mehr ab, zeigte sie jedermann, aß mit ihr, duschte mit ihr und trug sie selbst im Bett. In patriotischem Überschwang dichtete Clay bei seiner triumphalen Rückkehr nach Louisville: »To make America the greatest is my goal / So I beat the Russian, and I beat the Pole / And for the USA won the Medal of Gold / Italians said, ›You're greater than the Cassius of Old.« (Zit. n. Hauser 2006, S. 29 f.) Doch als der stolze Goldmedaillengewinner nur ein

19 Olympisches Gold (1954-1960)

paar Tage später in einem Imbiss einen Fruchtsaft bestellen wollte, warf ihn der weiße Besitzer kurzerhand aus seinem Laden. Auf dieses Erlebnis und die anschließende Verfolgung durch eine weiße Motorrad-Rocker-Bande gründete sich dann die Mär, Clay habe aus Frustration über diese erneuten Demütigungen seine Goldmedaille in den Ohio River geworfen. Die Wahrheit, später von ihm gebeitet, war allerdings prosaischer: Irgendwann hatte er seine geliebte Medaille verlegt und, aus Scham darüber, diese Geschichte erfunden.

Die »verlorene«
Medaille

»Meine Anfänge als Boxer und die frühe Entwicklung meiner Kenntnisse werden immer wieder Joe Martin zugeschrieben. Doch mein Stil, mein Stehvermögen und mein System wurden im Keller einer Kirche im East End geprägt.« (Muhammad Ali über seine grundlegenden Erfahrungen; zit. n. Ali / Durham 1976, S. 49)

Nach Clays Rückkehr aus Rom versuchte Joe Martin zunächst, ihm einen attraktiven Sponsoringvertrag mit dem Millionär William Reynolds – er lebte in einem vornehmen Vorort von Weißen in Louisville – zu vermitteln. Doch weil Clay Sr. in der weißen Polizei noch immer seinen natürlichen Feind sah, wollte er nicht akzeptieren, dass sein Sohn jetzt mit Hilfe von Martin zu Geld kam, und bestand darauf, dass der aussichtsreiche Jungprofi am 26. Oktober 1960 stattdessen bei der »Louisville Sponsoring Group«, einer Vereinigung von elf Millionären, einen Sechsjahresvertrag unterschrieb. Dieses Abkommen bot zwar vor allem den alteingesessenen Familien des Staates eine profitable Anlagemöglichkeit, sicherte Clay aber eine Unterschriftsprämie von 10.000 Dollar und in den ersten zwei Jahren monatlich 333 Dollar Grundeinkommen. Alle Bruttoeinnahmen sollten vier Jahre lang fifty-fifty und danach im Verhältnis 60 zu 40 zugunsten von Clay geteilt werden. Die Kosten für Management, Training, Werbung und Transport übernahm die »Sponsoring Group«. Außerdem wurde vereinbart, 15 Prozent von Clays Einnahmen in einen Rentenfonds fließen zu lassen.

»Louisville
Sponsoring
Group«

»Lippe aus Louisville«: Ich bin der Größte! (1960-1962)

Archie Moore

Zunächst musste ein Trainer her, der den vielversprechenden Amateur zu einem harten Profi formte. Clay favorisierte sein Vorbild Sugar Ray Robinson. Doch der sagte ab, und Clays Wahl fiel auf Archie Moore, den großen alten Mann des Boxsports und ungeschlagenen Weltmeister im Halbschwergewicht. Dass Clay Unterstützung von einem erfahrenen Kämpfer gebrauchen konnte, hatte sich schon Ende Oktober 1960 bei seinem Profi-Debüt gezeigt: Zwar gewann der Olympiasieger den Sechs-Runden-Kampf gegen den Polizeichef von Fayetteville, Tunney Hunsaker, eindeutig nach Punkten, aber ein triumphaler Start ins Profi-Lager sah anders aus. Im Unterschied zu all seinen großen Vorbildern wie z. B. Joe Louis, Rocky Marciano, Floyd Patterson oder Archie Moore begann Clay seine Karriere nicht mit einem spektakulären K.-o.-Erfolg.

Archie Moore, Jahrgang 1916, hatte seine Boxkarriere 1935 begonnen und war ein Kämpfer der alten Schule. Also versuchte er Cassius, als der im November in seinem Trainingscamp »Salt Mine« – 35 Meilen außerhalb von San Diego, Kalifornien – eintraf, zunächst beizubringen, wie man Schlägen ausweicht, Wirkungstreffer vermeidet, indem man sie mit Armen und Schultern absorbiert, notfalls in den Mann hineingeht und so die Beweglichkeit des Gegners einengt. Doch das war nicht das, was Clay lernen wollte. Ihm ging es vielmehr darum, Offensivstrategien zu erproben. Sein provozierendes Selbstbewusstsein gründete auf außergewöhnlichen Fähigkeiten: Extrem schnelle Hände zusammen mit einer verwirrenden Beinarbeit erlaubten es ihm, noch harte Treffer zu setzen, wenn er schon nach hinten auswich. Dabei brauchte er gegnerische Schläge weder abzublocken noch sich wegzuducken – mit seinen blendenden Reflexen wich er ihnen einfach aus. Sein Kinn blieb dabei fast immer ungedeckt, und doch bewegte er es mit blitzartigen Bewegungen aus der Gefahrenzone, so dass die Hände vorbeischoßen.

Der psychologische Krieger

Schon der junge Cassius war ein Meister »psychologischer Kriegsführung«: Er redete unentwegt auf seine Gegner ein, versuchte sie zu verwirren, zornig und damit unvorsichtig